



Ergebnisprotokoll Abschlussforum „Science: Who cares?“

Ergebnisse der Diskussion in der Arbeitsgruppe 1

Frage 1: Benötigt das Leipziger Modell der Lehramtsausbildung mehr Praxis im Studium?

Zwar bewerten die Studierenden den Praxisanteil während ihres Studiums als unzureichend, doch die Belastungen der Schulen und die Erfahrungen mit der Kommunikation zwischen Lehrern und Studierenden hat gezeigt, dass ein einfaches „MEHR“ an Praxis nicht die Lösung ist. Vielmehr müssen variablere Formen der Praxis gefunden werden, die sowohl für Schulen und Lehrkräfte, als auch für Universität und Studierende zufrieden stellend sind.

Mögliche Formen der Praxis wären:

- Orientierungspraktika vor Antritt des Lehramtsstudiums zur individuellen Reflexion über die Eignung und den Wunsch zum Lehrerberuf
- Veranstaltungsformen, die praktische Arbeit an der Schule mit theoretischer Reflexion an der Universität verbinden. (z.B. „Service learning“ oder das Modell von Simone Müller (UL))
- Es könnten Lehrkräfte aus der Schulpraxis an die Universität geholt werden, um die Kommunikation zu verbessern.
- Unter dem Motto „Lernen durch Lehren“ könnten die Studierenden schon während ihres Studiums durch Tutorien u.ä. an die Lehrtätigkeit (auch gegenüber jüngeren Studierenden) herangeführt werden.
- Auch alternative Praxiserfahrungen wie beispielsweise Nachhilfe geben, Betreuung von Ferienlagergruppen, FSJ o. ä. sind denkbar.

Festzuhalten ist weiterhin, dass jede Veränderung der Praxis die Studierenden nicht von der Verantwortung befreit, persönlich aktives Teilhaben und Weiterbildung zu betreiben.

Um eine neue Kommunikationsgrundlage zwischen Schulen und Universitäten zu schaffen, muss sich auch das Rollenverständnis beider Institutionen wandeln.

Anmerkung: Differenz zwischen Ergebnissen der Studie und im Plenum

Unterscheidung zwischen studentischer Ebene und universitärer Ebene

Schulen Veränderung der Rolle (müssten mehr in Pflicht genommen werden) und Gewichtung der Schulen

Frage 2: Ist die gegebene Zwei-bzw.Dreigliedrigkeit des Lehramtstudiums sinnvoll?

Unter den Befragten gab es große Unstimmigkeiten über die Rolle des Referendariats. Oft wird die Lehramtsausbildung eben nicht als mehrgliedrig angesehen, sondern als rein universitäres Studium mit einer anschließenden „Probezeit“ in Form des Referendariats. Dass es sich hier allerdings um einen zweiten, gleichwertigen Teil der Ausbildung handelt, ist oftmals nicht klar und unter den derzeitigen Bedingungen auch kaum möglich:

- Ein einjähriges Referendariat kann kein gleichwertiger Ausbildungsteil sein.
- Derzeit ist es Glückssache, ob man an eine Lehrkraft gerät, die motiviert ist, die Studierenden zu betreuen und die nötige Zeit dafür aufwendet, oder nicht. Die Lehrkräfte müssten für die Betreuung vergütet und mit Abminderungsstunden bedacht werden. Erst dann können sich Lehrkräfte über das „Neue“ freuen und es nicht als Zusatzbelastung empfinden.
- An den Schulen herrscht Unwissenheit über den „Ist-Zustand“ der Fähigkeiten der Studierenden, da oft nicht bekannt ist, was das Studium beinhaltet. Dies führt zu unangemessenen Erwartungen und Anforderungen an die Studierenden.
- Auch schon während des Studiums sollte ein theoretischer Bezug auf das anstehende Referendariat hergestellt werden, indem Professoren und Dozent explizit auf dessen Bedeutung und Möglichkeiten eingehen. Darüber hinaus wäre auch eine Begleitung seitens der Uni während der Referendariatszeit sinnvoll.

Frage 3: Werden die fachwissenschaftlichen Inhalte überbetont? Brauchen das Lehramtsstudium mehr Didaktik und mehr Pädagogik?

Pädagogik und Didaktik vermitteln die wissenschaftlichen Perspektiven auf das, was im Unterricht möglich ist. Beide sind daher grundlegend für die Fehleranalyse und die Reflexion über den eigenen Unterricht. Die pädagogischen und didaktischen Ausbildungsinhalte entsprechen aber aus Sicht der befragten Lehrenden und Studierenden nicht den vielfältigen Anforderungen an den Lehrerberuf.

Im Bezug auf ihr Fachwissen vermissen viele Lehramtsstudierende die Kontextualisierung ihrer Modulinhalte und den Bezug zum späteren Unterrichtsinhalt. Dies variiert aber sehr stark von der späteren Schulform und vom Stand im eigenen Lehramtsstudium.

Studie: Welche Erwartungen, Motivation fürs Studium? Tendenzen der Zufriedenheit der Studenten und der BEDÜRFNISSE

Frage: Inwieweit Wissenschaften an Schulen vertreten?

Wert der Wissenschaften im Lehramtsstudium und in der nachfolgenden Praxis für die Lehrenden

Neue Anknüpfungspunkte: z.B. Wie kann man SchülerInnen für Wissenschaften interessieren?

Diskussion im Plenum, ob und wenn ja wie ein mögliches Auswahlverfahren für angehende Lehramtsstudierende umzusetzen ist, mit dem mehrheitlichem Ergebnis, dass dies sehr wahrscheinlich nicht sinnvoll und auch nicht machbar ist.

Ergebnisse der Diskussion in der Arbeitsgruppe 2

Nach kurzer Präsentation der bald erscheinenden Publikationsbeiträge aus der AG entspannte sich eine rege Diskussion um die Funktion eines Museum in der Gesellschaft.

Besonders betont wurde das Spannungsfeld der Funktionen eines Museums: Einerseits dient es als Ort des „Kulturerhalts“ andererseits soll es den Besuchern aktive „Bildung zum Anfassen“ ermöglichen. In Anlehnung an den Museumspädagogen Prof. Michael Parmetier machten sich die Teilnehmenden stark für ein Museum, indem die Trennung zwischen „profanem“ und „heiligem“ Raum aufgehoben wird und Museumsbesucher und Museumsverantwortliche in einen gleichberechtigten Dialog treten.

Dabei müssen die Ersteller einer Ausstellung vor allem ihre Konzeption und ihre Darstellungsabsicht transparent machen und auch bei der Betrachtung des „authentischen Objekts“ klar und deutlich hervorheben, wo der Besucher vor einer Quelle, und wo vor einer deutenden Darstellung steht.

Die Besucher wiederum sind als „kritische Rezipienten“ gefragt, die über verschiedenen Formen der Evaluation viel stärker eingebunden werden müssen.

Ihnen muss ermöglicht werden, was viele Museumsbesucher an diesen Institutionen schätzen: „Im Vergleich zum Seminar in der Uni kann ich im Museum viel selektiver und interessengerichteter agieren. Ich bin mein eigener Seminarleiter und setze selbst meine Schwerpunkte.“, so eine Teilnehmerin bei der Diskussion.

Insgesamt konnte die Arbeitsgruppe bei ihren drei Fallbeispielen feststellen, dass sowohl in Museen, als auch im Wissenschaftsbetrieb selbstbezogene Ansprüche und Ansichten dominieren und ein grenzüberschreitender Dialog kaum stattfindet. Darüber hinaus ist die Feststellung, dass nur ca. 25% der deutschen Bevölkerung als Besucher in Museen gehen, eine nicht zu vernachlässigende Tatsache mit weitreichenden Auswirkungen. Gleichzeitig darf dies natürlich nicht bedeuten, dass sich Museen ausschließlich an Besucherzahlen messen lassen müssen, was zu Verflachung und Homogenisierung führen könnte. Der Idealweg wäre beides zu kombinieren, also mit konzeptionell überzeugenden Ausstellungen mehr Museumsbesucher zu gewinnen.

Ergebnisse der Diskussion in der Arbeitsgruppe 3

Die AG3 richtete ihre Diskussion anhand von drei Thesen/Fragen aus:

1. Muss eine wissenschaftliche Einrichtung Öffentlichkeitsarbeit betreiben?

Anhand dieser These entbrannte erst einmal die Diskussion darum, was unter „Öffentlichkeit“ zu verstehen sei. Mögliche Definitionen gingen von sehr weit gefasst („Von der Akademie bis zur Bäckerfrau“) bis zu einer sehr handlungsorientierten Definition von Prof. Gunnar Berg: „Die ‚Öffentlichkeit‘ sind immer Laien meines eigenen Faches, denen ich meine Ansätze vermitteln muss. Das kann auch ein Historiker oder ein Politiker sein.“

Davon ausgehend wurde klar, dass jede Institution heutzutage Öffentlichkeitsarbeit betreiben muss, um:

1. Forschungsbedarf deutlich zu machen
2. Die eigene Finanzierung zu rechtfertigen
3. Wissenschaftlichen Nachwuchs zu gewinnen
4. „wissenschaftliche Marken“ zu etablieren.

2. Sind die Medien Übersetzer der Wissenschaft in öffentliche Sprache?

Auch hier wurde deutlich, dass „die Medien“ ein sehr vager Begriff ist. Die Beantwortung dieser Frage variiert sicherlich von Medium zu Medium.

Der MDR sah sich als Übersetzer, wählte allerdings auch aus, was er übersetzt. Dem Journalismus fällt im allgemeinen eine „gate keeper“-Funktion zu, das heißt auszuwählen, was für die Rezipienten interessant ist und was nicht. Grundvoraussetzung für ein Erscheinen in der Presse ist aber auch das rechtzeitige Informieren der jew. Medien. Hier bedarf es an vielen Stellen einer besseren Kommunikation zwischen Presse und wissenschaftlichen Einrichtungen.

Während der Diskussion wurde klar herausgearbeitet, welche Schlüsselfunktion die Medien bei der Vermittlung wissenschaftlicher Inhalte an die Gesellschaft einnehmen. Ein interessierter Laie ist in gewisser Hinsicht stets „kommunikativ behindert“ da er die jew. Wissenschaftssprache nicht beherrscht. Es bedarf also immer eines Übersetzers, um überhaupt einen Dialog starten zu können.

3. Warum sind Geisteswissenschaften in den Medien unterrepräsentiert

Eine anwesende Journalistin ließ verlauten, dass von 80 Meldungen, die täglich über den Informationsdienst Wissenschaften versendet werden, keine geisteswissenschaftliche dabei ist. Dieser Umstand führte zu vielen Fragen und nur rein hypothetischen Antworten:

1. Geisteswissenschaften kommen in den Medien nicht so gut an, weil sie oftmals nur Probleme aufzeigen und keine einfachen Lösungen bieten können .
2. Geisteswissenschaften operieren, genauso wie Medien über das Medium der Sprache und lassen sich daher schlechter prägnant und medientauglich darstellen, ohne verkürzt und polemisch zu wirken. Naturwissenschaften operieren eher über Zeichen, Grafiken etc. und können bei den Rezipienten zumindest schneller das Gefühl erzeugen, etwas verstanden zu haben.
3. Naturwissenschaften können sich besser visualisieren.
4. Ist unser Zeitgeist eher naturwissenschaftlich geprägt?

Insgesamt ist festzuhalten, dass der Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft neben den jeweiligen Fachgebieten vor allem sehr stark von den beteiligten Personen mit ihrem Selbstverständnis und ihrer Berufsauffassung abhängt. Ganz allgemein wäre mehr Mut und Kreativität wünschenswert, die dazu führen könnten dass Zuschauer- / Zuhörer- / Leserbedürfnisse befriedigt werden und gleichzeitig eine tiefgründige und vielfältige Auseinandersetzung mit Wissenschaft stattfinden kann.